

Jochen Fahrenberg

Perspektiven und Perspektiven-Wechsel – allgemeines Prinzip der Psychologie und persönliche Kompetenz?



Wenn Sie das Wort Perspektive hören, denken Sie vielleicht an Zeichnungen von Architekten oder Technikern, die eine Ansicht oder einen Aufriss eines Hauses oder eines technischen Geräts darstellen. Je nach Standpunkt und Blickwinkel ergeben sich unterschiedliche

Bilder, die jedoch funktional zusammenhängen und sich ergänzen. Wir sind herausgefordert, diese Perspektiven zu einer einheitlichen Auffassung zu kombinieren. Oder Sie erinnern sich an die entwicklungspsychologische Forschung von Jean Piaget über formallogische Operationen, der zufolge Kinder erst allmählich aus ihrer egozentrischen Weltsicht heraustreten und in der Lage sind, die räumliche Perspektive zu wechseln, also sich vorzustellen, wie ein Becher oder drei Berge von ihrer Rückseite aussehen. Naheliegend ist der Gedanke an das phänomenologischpsychologische Denken, wie es u.a. Carl Friedrich Graumann (1960) in seinem Buch über Perspektivität darstellte. Auch andere Begriffe sind zu erinnern: Einfühlung, unmittelbares oder durch Erklärungshypothesen vermitteltes Verstehen, die hermeneutische Gewissheit, sich verständigt zu haben.

Die Unterscheidung von Perspektive (als momentane Sichtweise) und Perspektivität (als Prinzip) wird ergänzt durch den Perspektiven-Wechsel bzw. die Perspektiven-Übernahme. Gibt es Menschen, die sich besonders gut in

andere hineinversetzen können? Nicht allein in Psychotherapie und Partnerberatung, auch im Klassenzimmer oder in der Personalpsychologie könnte die Kompetenz zum Perspektivenwechsel wichtig sein. So kam ich zu der Gliederung der folgenden Überlegungen:

Erstens: Ist die Perspektivität wie angedeutet ein fundamentales Erkenntnisprinzip der Psychologie? Wie kann ein wissenschaftstheoretischer Kommentar heute dazu lauten?

Zweitens: Kann aus empirischer Sicht eine individuell unterschiedliche Kompetenz zum Perspektiven-Wechsel behauptet werden?

Perspektivität als Denkstil Wilhelm Wundts

Ich beginne das Thema Perspektivität als allgemeines Prinzip der Psychologie dort, wo nur wenige eine Aufklärung vermuten werden: bei Wilhelm Wundt (1832–1920). Er war Physiologe, Psychologe und Philosoph und gilt international als Gründervater der experimentellen Psychologie, denn er etablierte 1879 in Leipzig das erste Institut mit einem systematischen Forschungsprogramm. In den damaligen Würdigungen und in den Nachrufen ist zu lesen, welcher Respekt ihm wegen seines immensen Wissens und wegen seines umfassenden theoretischen Horizonts entgegengebracht wurde. Müssten wir, wenn es um die Konzeption der Psychologie geht, nicht zu allererst begreifen, was Wundt in seiner Wissenschaftstheorie – der ersten der Psychologie überhaupt – entwickelt und konsistent publiziert hat? Mit einigen Zitaten möchte ich Wundts Position belegen und anschliessend sein perspektivisches Denken, seine Perspektivität als fundamentales Prinzip der Psychologie erläutern.

Wundt beschreibt den Prozesscharakter des Bewusstseins und widerspricht energisch der seit Johann Friedrich Herbart mächtigen Tradition, nur im Sinne einer einseitig intellektuellen, kognitiven und mathematischen Psychologie

zu denken. Wundt verlangt, die kognitiven, die emotionalen und die willentlichen Funktionen als gleich wichtige Aspekte eines einheitlichen und auch psychophysischen Prozesses zu begreifen. Aber die Psychologie kann nicht auf Physiologie reduziert werden. Ein solches Beginnen sei sinnlos, «weil es dem Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst verständnislos gegenüberstehen würde, auch wenn uns der Zusammenhang der Gehirnvorgänge so klar vor Augen stünde wie der Mechanismus einer Taschenuhr» (1902–1903, III, S. 777). Im Gegensatz zu einem immer noch verbreiteten Stereotyp behauptet Wundt nicht, dass die Psychologie eine Naturwissenschaft ist. «Es sind zwei Wissenschaften, die in dieser Hinsicht der allgemeinen Psychologie zu Hilfe kommen müssen: die Entwicklungsgeschichte der Seele und die vergleichende Psychologie» (Wundt, 1862, S. XIV). So steht bereits ganz am Anfang seiner Psychologie die grosse Leitidee, eine umfassende psychologische Entwicklungstheorie von der Tierpsychologie bis zu den kulturellen Leistungen in Sprache, Religion und Sittlichkeit zu erarbeiten.

Die Psychologie ist folglich eine – nur zum Teil experimentell vorgehende – empirische Geisteswissenschaft und verlangt eigenständige Erkenntnisprinzipien und Kategorien wie den Subjektbezug, die Wertbestimmung, die Zwecksetzung und die Willenstätigkeit. Die Aufgaben der Geisteswissenschaften beginnen überall dort, wo der Mensch als wollendes und denkendes Subjekt ein wesentlicher Faktor der Erscheinungen ist (Wundt, 1921, S. 13–19). Eine Gemeinsamkeit der Geisteswissenschaften – einschliesslich der Psychologie – besteht in der Methode der Interpretation.

Ein kurzer Exkurs ist hier angebracht, weil die Interpretationsmethodik viel mit dem Thema Perspektivität zu tun hat. «Als Interpretation bezeichnen wir daher allgemein

den Inbegriff der Methoden, die uns ein Verständnis geistiger Vorgänge und geistiger Schöpfungen verschaffen sollen» (Wundt, 1921, S. 78). Wundt bezieht sich durchaus auf die Tradition der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik, legt jedoch dar, dass der Interpretationsprozess logischen, fachspezifischen und grundsätzlich auch psychologischen Prinzipien folgt. «Die psychologische Analyse objektiver geistiger Vorgänge und geistiger Erzeugnisse fordert daher neben dem Hinübertragen des eigenen subjektiven Bewusstseins stets zugleich ein Umdenken der eigenen Persönlichkeit nach den – dem Beobachter entgegretenden – äusseren Merkmalen» (S. 61). Zu dem charakteristischen Verfahren der Geisteswissenschaften wird die Interpretation erst durch die Kritik. Sie ist ein der Interpretation entgegengesetztes Verfahren, den hergestellten Zusammenhang durch psychologische Analyse zu zerlegen. Sie geht äusseren oder inneren Widersprüchen nach, sie soll die Echtheit geistiger Erzeugnisse bewerten und ist ausserdem Wertkritik und Kritik der Meinungen (siehe Fahrenberg, 2008).

Zur Erkenntnistheorie und Methodenlehre

Wundt akzeptiert wie viele der damaligen Psychologen die Auffassung des psychophysischen Parallelismus und betont, dass «die beiden hier in Korrelation gebrachten Erscheinungsgruppen» (Wundt, 1902–1903, III, S. 769) absolut unvergleichbar sind. Statt aber, wie andere, bei dieser Position stehen zu bleiben, untersucht er die Konsequenzen. Erkenntnistheoretisch überlegt er: Die Hirnfunktionen sind nach ihrer Naturkausalität zu erklären, nicht jedoch die psychischen Prozesse. Deshalb erfordert die wissenschaftliche Psychologie besondere Erkenntnisprinzipien, um der kategorialen Eigenständigkeit und der Eigengesetzlichkeit der Bewusstseinsprozesse gerecht zu werden. Hier verlangt er psychologische Analysen mit

koordinierter Anwendung des Kausalprinzips und des Zweckprinzips (siehe Fahrenberg, 2011).

Die Methodenlehre Wundts ist vielseitig: «Vermöge ihrer Stellung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften verfügt in der Tat die Psychologie über einen grossen Reichtum methodischer Hilfsmittel. Während ihr auf der einen Seite die experimentelle Methode zur Verfügung steht, bieten sich ihr auf der anderen Seite in den objektiven Geisteserzeugnissen zahlreiche Gegenstände einer vergleichenden psychologischen Analyse» (Wundt, (1921, S. 51). Er vertritt also einen Methodenpluralismus und verlangt keine grundsätzliche Entscheidung zwischen experimentellstatistischen Methoden und interpretativen Methoden. Er entwickelt auch eigene neuropsychologische Modellvorstellungen.

Wissenschaftstheoretisch betrachtet ergänzen sich in Wundts Psychologie drei Bezugssysteme:

(1) das Bezugssystem der Hirnphysiologie für die neuronalen Prozesse;

(2) das Bezugssystem der Bewusstseinspsychologie (der allgemeinen Psychologie) für die individuellen Bewusstseinsprozesse;

Beide Bezugssysteme stehen in einem parallelistischen Ergänzungsverhältnis. Hinzu kommt

(3) das Bezugssystem der Kulturpsychologie (der Völkerpsychologie) für die geistigen Objektivationen und die sozialen Prozesse der Gemeinschaft.

Alan Kim (2006) schlug die Bezeichnung «monistischer Perspektivismus» für diese originelle Richtung des kritischen Realismus vor. Wundt hat leider nie ein Kompendium, keine zusammenfassende «Wissenschaftstheorie und Methodenlehre der Psychologie» geschrieben. Ich bin

überzeugt, die Psychologie in Deutschland und anderswo hätte einen anderen Verlauf genommen.

Zur Rezeption von Wundts Wissenschaftstheorie

Seit den 1870er Jahren war Leipzig eine weltberühmte Adresse für die neue Psychologie. Weshalb Wundts Einfluss nach der Jahrhundertwende, also noch zu Lebzeiten, rasch sank und Wundt vom Gründervater fast zum Aussenseiter wurde, ist unterschiedlich interpretiert worden. Deshalb habe ich in einer Rezeptionsanalyse Lehrbücher und Rezensionen inhaltlich analysiert (Fahrenberg, 2011). Der vielleicht wichtigste Grund könnte in dem hohen Anspruchsniveau der Wissenschaftstheorie und dem Schwierigkeitsgrad der vielseitigen Methodenlehre Wundts liegen. Seine Konzeption verlangt einen besonderen Denkstil, die Perspektiven und wissenschaftliche Bezugssysteme wechseln zu können. Bereits Wundts Schüler und Assistenten (Krueger, Meumann, Külpe, Münsterberg) wollten oder konnten Wundts umfassende Wissenschaftskonzeption der Psychologie in ihren Büchern nicht adäquat referieren, beispielsweise klammerten sie Wundts Interpretationslehre und Wundts Auseinandersetzung mit Kants Methodenkritik völlig aus. – Wie viel Wissenschaftstheorie ist für die empirische Psychologie notwendig und wie kompliziert dürfen diese Überlegungen sein? – Wundt war entschieden gegen die Trennung von der Philosophie. Er befürchtete, dass die Psychologen ihre persönlichen metaphysischen Überzeugungen in die Psychologie hineintragen und dann nicht mehr der erkenntnistheoretischen Kritik aussetzen.

Attraktiv geblieben ist Wundt wegen der von ihm angestrebten Einheitlichkeit der Wissenschaftskonzeption, denn die Kontroversen über Ziele und Methoden der Psychologie, über Strömungen und über tatsächliche Abspaltungen, dauern ja fort. An dieser Zürcher Universität, wo

1874 bis 1875 Wilhelm Wundt, nach ihm Wilhelm Windelband und anschliessend der mit Wundt befreundete Richard Avenarius Philosophie lehrten – und mit dem Blick auf die Dr. Margrit-Egnér-Stiftung möchte ich aus Wundts Einleitung in die Philosophie (1909, S. 83) seine Definition der Anthropologie zitieren. Anthropologie in einem allgemeinen Sinn ist die «Lehre von der psychophysischen Natur des Menschen, wo sie Physiologie und Psychologie voraussetzt und dadurch zugleich ein Übergangsglied zur Geistesphilosophie bildet.» – Wundts Gesamtwerk kann als eine interdisziplinär ausgerichtete Anthropologie mit psychologischem Fundament verstanden werden. – Wundt neu zu lesen könnte sich lohnen.

Wundt erinnerte im Jahre 1916 an Leibniz' zweihundertjährigen Todestag und charakterisierte dessen Denkstil so, wie wir es auch für Wundt gelten lassen können: Wundt (1917, S. 117) sagt über Leibniz: «... das Prinzip der Gleichberechtigung einander ergänzender Standpunkte» spielt in seinem Denken eine bedeutende Rolle, Standpunkte, die «einander ergänzen, zugleich aber auch als Gegensätze erscheinen können, die erst bei einer tieferen Betrachtung der Dinge sich aufheben.»

Komplementarität

Bohrs Begriff Komplementarität aus dem Jahr 1927 für Wundts eigenartiges perspektivisches Denken zu verwenden, wäre ein Anachronismus. Beim Reden über das Komplementaritätsprinzip ist ohnehin grosse Vorsicht geboten. Es ist überliefert (MacKinnon, 1985, S. 101, 112f): Bohr habe kurz vor seinem Tod im Jahr 1962 gesagt, keiner der professionellen Philosophen habe je sein Komplementaritätsprinzip verstanden. Zumindest sollte erinnert werden, was häufig nicht geschieht, dass Bohr (1931, 1937, siehe Fahrenberg, 1979, 1992) später drei Hauptbedeutungen unterschied: Die Version 1 besagt, dass eine

Komplementarität von Beschreibungen auf derselben kategorialen Stufe besteht. Dies ist bei der Welle-Teilchen-Interpretation der Fall, denn beides sind physikalische Begriffe auf derselben Kategorienstufe. Bei Version 2 wird eine Komplementarität von Beschreibungen (bzw. Beobachtungen) auf kategorial verschiedenen Stufen behauptet. Bohr nannte hier u.a. den Gegensatz von Beobachter und Beobachtetem sowie das Leib-Seele-Problem. Version 3 meint Komplementarität als universale Erkenntnishaltung und wissenschaftliches Programm (nach Bohrs Motto: «contraria sunt complementa» – Gegensätze ergänzen sich).

Nach längerer Stagnation hat die Debatte über das Komplementaritätsprinzip wieder Fortschritte gemacht durch:

- *die originellen quantenphysikalischen Experimente im Labor von Anton Zeilinger über die seltsamen Verschränkungen physikalischer Ereignisse in Fernwirkungen;*
- *die Diskussionsbeiträge des Freiburger Physikers Hartmann Römer und des Psychologen Harald Walach über solche Verschränkungen, wobei auch die – seit C.G. Jung und Wolfgang Pauli erörterte – eventuelle Erklärung parapsychischer Phänomene eine Rolle spielt (Walach & Römer, 2000);*
- *die sprachanalytischen und phänomenologischen Analysen von Hans-Ulrich Hoche (2008) über den kategorialen Unterschied der Innen- und der Aussen-Perspektive bzw. der ersten Person und der dritten Person;*
- *die wissenschaftstheoretischen Überlegungen von K. Helmut Reich (2002) in seinem wichtigen Buch mit dem Titel «Relationales und kontextuelles Denken und die Auflösung kognitiver Konflikte.»*

Aber reicht nicht der Begriff der Perspektivität aus? Komplementarität bedeutet wissenschaftsmethodisch genauer:

- *die zwei Bezugssysteme unterscheiden sich fundamental in ihren Kategorien – so wie die Bewusstseinspsychologie gegenüber der Neurophysiologie;*
- *jedes der Bezugssysteme basiert auf einer eigenständigen Methodik einschliesslich der jeweils typischen Kriterien und Kontrollen und ermöglicht eine in sich geschlossene, scheinbar erschöpfende Beschreibung;*
- *trotz dieser operativen Geschlossenheit der beiden Beschreibungsweisen sind sie unvollständig, denn die Wirklichkeit wird erst repräsentiert, wenn beide zu einem einheitlichen Bild der Wirklichkeit ergänzt werden (wie die subjektiven und die neuronalen Vorgänge einer psychophysischen Emotion).*

Aus diesen Überlegungen lassen sich Folgerungen ableiten, jedenfalls für bestimmte Arbeitsgebiete. In wissenschaftlicher Hinsicht sind die zwei Bezugssysteme und ihre charakteristischen Methoden gleichberechtigt. Wenn in reduktionistischer Weise Forschung oder Praxis ausschliesslich in einem der beiden Bezugssysteme stattfindet, muss diese Entscheidung gerechtfertigt werden und die zu erwartenden Defizite müssen diskutiert werden. Oft werden die in der Empirie unvermeidlichen Kompromisse zu Lasten einer der beiden Seiten getroffen. Gibt es nicht symmetrisch auch einen geisteswissenschaftlichen Reduktionismus, wenn dort, wo es wichtig ist, biologische und neurophysiologische Konzepte einfach ausgelassen werden?

Die entsprechende Forschungspraxis muss zweifellos noch weitaus gründlicher als bisher ausgearbeitet werden, und die Perspektivität oder das Komplementaritätsprinzip sind gewiss keine Lösung für alle Widersprüche in der Psychologie. – Aber wer möchte behaupten, die Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie sei bereits zu ihrem Abschluss gekommen? Möglich bleibt es ja, dass

künftig noch überzeugendere Relationsbegriffe entwickelt werden und sich unsere wissenschaftlichen Denkgewohnheiten hoffentlich noch weiterentwickeln können.

Empirisches

Die Überlegungen zur Perspektivität oder Komplementarität als allgemeingültigen Prinzipien der Psychologie mussten abstrakt sein. – Empirischer ist nun das kürzere zweite Thema: Gibt es eine persönliche Kompetenz für den Perspektiven-Wechsel – also gute psychologische Beurteiler, die andere Menschen gut einzuschätzen verstehen: deren Schulbildung, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft oder auch deren aktuelles Befinden? Diese Beurteiler-Kompetenz wäre praktisch ausserordentlich interessant: ein guter Diagnostiker und ein guter Interpret?

Eine Forschungsübersicht von Funder (1999) hat hier enttäuscht, denn die bisherige Forschung enthält keine hinreichenden Belege für die Annahme eines «guten Beurteilers», allerdings wären, meint Funder, die Untersuchungen noch viel zu einfach angelegt, um solche Begabungen hervortreten zu lassen. – Welche empirischen Kriterien sollen hier gelten? Die Selbsteinschätzungen anhand von Fragebogen werden häufig noch als Tatsachenaussagen angesehen statt als Selbstbeurteilungen, die ihrerseits interpretiert werden müssen. – Die Methodenkritik an dem unreflektierten Gebrauch von Fragebogen hatte übrigens schon Wundt vorgebracht (1902–1903, II, S. 275).

Interessant sind Studien zur interpersonellen Wahrnehmung, wie sie Ronald Laing angeregt hat. Mit dem Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R (Fahrenberg, Hampel & Selg, 2008) haben auch wir solche Daten gesammelt, um die reziproken Perspektiven zu erfassen. Die Teilnehmer waren 50 Ehepaare, sie mussten gut motiviert sein,

denn es kam daraufan, den Fragebogen vier Mal auszufüllen: das Selbstbild (Wie bin ich?) und das Fremdbild vom Partner (Wie würde der Partner den Fragebogen ausfüllen?), ausserdem zwei weitere Perspektiven: «Wie sieht der Partner mich?» und «Wie denkt der Partner, dass ich ihn sehe?» Am deutlichsten stimmen das Selbstbild und das vom Partner unterstellte Selbstbild überein, vor allem hinsichtlich Leistungsorientierung, Lebenszufriedenheit, Emotionalität und Gesundheitssorgen. Männer zeigen in dieser Studie weniger Einfühlungsvermögen, insbesondere wie sich ihre Partnerinnen hinsichtlich Erregbarkeit und Aggressivität selbst beurteilen. Die untersuchten Paare scheinen sich in bestimmten Persönlichkeitsaspekten besser zu kennen als in anderen. Vielleicht unterhält man sich über Lebenszufriedenheit und Gesundheitssorgen eher als über Gehemmtheit und Aggressivität? Die empirische Prüfung solcher Hypothesen ist natürlich schwierig.

Diese Selbstbilder und Fremdbilder mit ihren Metaperspektiven mögen in mancher Hinsicht psychologisch interessant sein, spannender wäre es jedoch, im Alltagsleben, aktuell, zu untersuchen. Hier möchte ich auf ein Projekt von Peter Wilhelm (2004; Wilhelm & Perrez, 2004) an der Universität Fribourg zum Thema Empathie im Alltag von Paaren eingehen. An der Studie nahmen 95 Paare teil, die für ein Honorar bereit waren, während einer gewöhnlichen Woche 6 mal am Tag Auskunft über ihr Befinden zu geben und dann entsprechend das Befinden ihres Partners einzuschätzen. Sie erhielten jedoch keinen Fragebogen, sondern einen kleinen Datenrekorder, ähnlich einem Handy bzw. mobile phone. Die Akkuratheit, wie das Befinden des Partners auf mehreren Adjektivskalen eingeschätzt wurde, war zwar im Allgemeinen signifikant, aber höchstens in der mittleren Grössenordnung möglicher Zusammenhänge. Frauen waren beispielsweise relativ genau,

wenn sie zu Hause waren und dort einschätzten, wie sich ihre Männer bei der Arbeit fühlten. Waren beide Partner zu Hause, allerdings nicht im selben Raum, konnten die Partnerinnen ebenfalls noch relativ gut ihre Männer einschätzen. Demgegenüber waren die Männer weniger kompetent, was das aktuelle Befinden ihrer Frauen anbelangte, egal ob beide oder nur der Mann zu Hause waren. Vorher wurde mit einem Fragebogen erkundet, ob sich jemand für einen guten Beurteiler hielt. Diese Überzeugung hatte jedoch empirisch nichts mit der Akkuratheit der aktuellen Befindenseinschätzung des Partners zu tun. Die eigene Meinung, über eine ausgeprägte soziale Sensibilität zu verfügen, bleibt also äusserst fragwürdig.

Diese kurzen Beispiele illustrieren mehrere Facetten des Themas. Die Frage nach der unterschiedlichen Kompetenz der Personwahrnehmung ist durch keine der mir bekannten Studien hinreichend beantwortet. Diese Fähigkeit müsste sich ausserdem bei verschiedenen Aufgaben bewähren, müsste sich wiederholt bestätigen – und es müsste die subjektive Evidenz auch mit der Perspektive des Anderen sowie mit überzeugenden, alltagsnahen Verhaltenskriterien kombinieren.

Ambiguität

Nur eine einzige weitere Facette möchte ich noch schildern. Wie gehen Menschen mit mehrdeutigen Sachverhalten oder Situationen um? Einige Menschen scheinen solche Verhältnisse nicht ertragen zu können. Else Frenkel-Brunswik (1949) hat dafür den merkwürdigen Begriff der «Intoleranz der Ambiguität» geprägt. Frenkel-Brunswik war eine wichtige Koautorin der berühmten, 1950 publizierten Berkeley-Studien über die «Autoritäre Persönlichkeit». Sie erwartete, dass die «Intoleranz der Ambiguität» ein wichtiges Merkmal der autoritären Persönlichkeit sein könnte, weil Autoritarismus eindeutige Verhältnisse vor-

aussetzt oder notfalls herstellt, klare Machtverhältnisse und klare Aufgaben für den Einzelnen, jedenfalls keinen Pluralismus der politischen Meinungen, der Religionen und der Ethnien, sondern konformistische Abwehr des Andersartigen. – Wir können vermuten, dass die Täter der SS- und KZ-Kommandos eine autoritäre Struktur hatten und kaum je zu einem Perspektiven-Wechsel fähig waren. Ob diese Vermutung zutrifft, lässt sich nicht mehr sagen, da die Untersuchungen über die autoritäre Persönlichkeit mit sehr wenigen Ausnahmen jahrzehntelang nur ausserhalb Deutschlands, wo es eigentlich nach dem Krieg notwendig gewesen wäre, stattfanden (Fahrenberg & Steiner, 2004).

Perspektivität, Pluralismus, Empathie

Mit diesem Exkurs möchte ich auf die Beziehungen zwischen der Perspektivität und dem Bereich der politischen und auch der religiösen Überzeugungssysteme aufmerksam machen. Perspektivität ist ein Konzept, mit dem sich viele Ideen verbinden lassen: Theorien- und Methoden-Pluralismus, Relativismus oder Dogmatismus – und natürlich auch viele Fragestellungen der Klinischen Psychologie und Psychotherapie, auf die ja meine Kollegen eingehen. Insofern ist die Perspektiven-Übernahme ein verführerisches Thema, das sich leicht ausdehnen lässt – bis zu Toleranz, interkultureller Verständigung und Ethik.

Die Perspektive wechseln zu können, ist ja eine Grundvoraussetzung der zwei immanenten Begründungen der Ethik: aus Mitleid zu handeln oder rational nach der uralten Goldenen Regel, die Hans Küng (2008) und seine Mitautoren als Basis des Welthethos postulierten. Die Goldene Regel erfordert die Fähigkeit zur uneingeschränkten Perspektiven-Übernahme des Anderen: «Was Du nicht willst, das man Dir tu, das füg auch keinem andern zu». Der Philosoph Hans-Ulrich Hoche (1992, S. 461) entwi-

ckelte eine verallgemeinerte Fassung der Goldenen Regel: «Wenn ich will, dass niemand in einer Situation von der und der Art so und so handelt, dann bin ich moralisch verpflichtet, in einer Situation von der und der Art nicht so und so zu handeln.»

Zu einem Sammelbegriff wurde neuerdings die «Empathie», wobei versucht wird, wenigstens begrifflich zwischen kognitiven und emotionalen Komponenten zu unterscheiden sowie der Tendenz, mitfühlend auf die Lage des Anderen zu reagieren (Levenson & Ruef, 1992). Ob diese «perspective taking abilities» auch methodisch befriedigend unterschieden werden können, ist gegenwärtig ungeklärt und meines Erachtens aus dem funktionalen Zusammenhang unwahrscheinlich. Falls hier nur Fragebogen verwendet werden, ist grösste Skepsis geboten, um so mehr, wenn ein Training dieser sog. «Schlüsselkompetenz Empathiefähigkeit» angeboten wird.

Zu den möglichen Konsequenzen für die Ausbildung von Psychologen

Der überwältigende Pluralismus der Theorien und Methoden ist ein Kennzeichen der Psychologie. Die Hoffnung auf eine Einheitstheorie scheint heute selbst in der Physik in sehr weite Ferne gerückt zu sein. Weshalb sollte es gerade um die Psychologie und um die Theorie des Menschen einfacher bestellt sein?

Wäre nicht ein philosophisch geordneter, perspektivisch angelegter Pluralismus attraktiver als ein stummes Nebeneinander oder eine dogmatische Abgrenzung? Könnte es nicht ein curriculares Ziel werden, gleichermaßen im «experimentell-statistischen Paradigma» und im «interpretativen Paradigma» (einschliesslich Biographik) auszubilden?

Ich fürchte, dass die Bachelor- und Master-Studiengänge für diese fundamentalen Ausbildungsziele der Psychologie keinen Raum und vielleicht auch keine Einsicht mehr lassen. Früher habe ich bei Kollegen in der Persönlichkeitspsychologie dafür geworben, doch die zumeist ausgeklammerte Biographik in ihre Lehrbücher aufzunehmen, und ich habe berichtet, wie befriedigend praktische Übungen zur Biographik für alle Beteiligten ablaufen können. – Ich habe im Forum für Qualitative Sozialforschung FQS angeregt, gemeinsam ein allererstes, praktisches und repräsentatives Arbeitsbuch zum Training der Interpretationsmethodik zu entwickeln – ohne Resonanz. Demgegenüber existiert für die Statistik und Experimentalmethodik in der Psychologie seit langem eine grosse Anzahl von Lehrbüchern.

Meine These ist:

*Falls die Psychologen durch ihre Ausbildung in die Lage versetzt werden,
Standpunkte (und aufgabenbezogen) auch Theorien und Methoden zu wechseln,
perspektivisch und komplementär zu denken und mit multireferentiellen Konstruktionen zu arbeiten – könnten vielleicht grössere Bereiche der Wirklichkeit erfasst werden.*

Literatur

Bohr, N. (1931). *Atomtheorie und Naturbeschreibung*. Berlin: Springer.

Bohr, N. (1937). *Causality and Complementarity*. *Philosophy of Science*, 4, 289–298.

Fahrenberg, J. (1979). *Das Komplementaritätsprinzip in der psychophysiologischen Forschung und psychosomatischen Medizin*. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 27, 151–167.

Fahrenberg, J. (1992). *Komplementarität in der psychophysiologischen Forschung*. In: E. P. Fischer, H.S. Herzka, H.S. & K.H. Reich (Hrsg.). *Widersprüchliche Wirklichkeit. Neues Denken in Wissenschaft und Alltag. Komplementarität und Dialogik*. (S. 43–77). München: Piper.

Fahrenberg, J. (2008). *Wilhelm WUNDTs Interpretationslehre [43 Absätze]*. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(3), Art. 29, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1151/2557>

Fahrenberg, J. (2011). *Wilhelm Wundt – Pionier der Psychologie und Aussenseiter? Leitgedanken der Wissenschaftskonzeption und deren Rezeptionsgeschichte*. (e-book, 8.3 MB, download November, 30, 2011). <http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2011/2901/oder> <http://www.jochen-fahrenberg.de>

Fahrenberg, J., Hampel, R. & Selg, H. (2010). *Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI-R (8. Aufl.)*. Göttingen: Hogrefe.

Fahrenberg, J. & Steiner, J.M. (2004). *Adorno und die autoritäre Persönlichkeit*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56, 127–152.

Frenkel-Brunswik, E. (1949). *Intolerance of ambiguity as an emotional and perceptual personality variable*. *Journal of Personality*, 18, 108–143.

Funder, D.C. (1999). *Personality judgement. A realistic approach to person perception*. San Diego: Academic Press.

Graumann, C.F. (1960). *Grundlagen einer Phänomenologie und Psychologie der Perspektivität*. Berlin: de Gruyter.

Hoche, H.-U. (1992). *Regel, goldene*. In: J. Ritter & K. Gründer (Hrsg.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Band 8 (S. 456–464). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Hoche, H.-U. (2008). *Anthropological complementarism. Linguistic, logical, and phenomenological studies in support of a third way beyond dualism and monism*. Paderborn: mentis.

Kim, A. (2006). Wilhelm Maximilian Wundt. In: E.N. Zalta (Ed.). *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Summer 2006 Edition, download June, 30, 2011). <http://plato.stanford.edu/archives/sum2006/entries/wilhelm-wundt/>

Küng, H. (2008). *Projekt Weltethos* (11. Aufl.). München: Piper

Levenson, R.W. & Ruef, A.M. (1992). Empathy: A physiological substrate. *Journal of Personality and Social Psychology*, 63, 234–246.

Mackinnon, E. (1985). *Bohr on the Foundations of Quantum Theory*. In: A. P. French & P. J. Kennedy (Eds.), *Niels Bohr: A Centenary Volume* (pp. 101–120). Cambridge: Harvard.

Reich, K.-H. (2002). *Developing the horizons of the mind: Relational and contextual reasoning and the resolution of cognitive conflict*. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

Walach, H. & Römer, H. (2000). Complementarity is a useful concept für consciousness studies. A reminder. *Neuroendocrinology Letters*, 21, 221–232.

Wilhelm, P. (2004). *Empathie im Alltag von Paaren. Akkuratheit und Projektion bei der Einschätzung des Befindens des Partners*. Bern: Huber.

Wilhelm, P. & Perrez, M. (2004). How is my partner feeling in different daily-life settings? Accuracy of spouses' judgements about their partner's feelings at work and at home. *Social indicators research*, 67, 183–246.

Wundt, W. (1862): *Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung*. Leipzig: Winter.

Wundt, W. (1902–1903): *Grundzüge der Physiologischen Psychologie*. Bd. 1–3. (5. Aufl.). Leipzig: Engelmann.

Wundt, W. (1909). *Einleitung in die Philosophie* (5. Aufl.). Leipzig: Engelmann.

Wundt, W. (1917). *Leibniz zu seinem zweihundertjährigen Todestag*. 14. November 1916. Leipzig: Kröner.

Wundt, W. (1921). *Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden Wissenschaftlicher Forschung*. Bd. 3. *Logik der Geisteswissenschaften*. (4. Aufl.). Stuttgart: Enke.